

Staatsarbeiter und Hausindustrie im Salzkammergut.



Von Wilhelm Wiener (Pseudonym von Minna Kautsky)
Die Neue Zeit / Stuttgart 3. Jahrgang 1885

1.

Einst.

Das österreichische Salzkammergut in seiner Schöne und Eigenthümlichkeit an Land und Leuten, die in weltabgeschlossener Lage sich ganz ungewöhnlich lange in urwüchsigen Zuständen erhalten konnten, dürfte in dem Augenblicke vielleicht interessantesten Stoff zu näherer Untersuchung bieten, wo diese Eigenart vor der auch hier eindringenden Kultur verschwindet.

Wir haben hier, wie überall in den Alpen, den Schauplatz gewaltiger geologischer Umwälzungen vor uns, und was in wildempörten Kämpfen und in langsam stetigem Walten aller Kräfte der Natur sich da herausgestaltet, ist von jener Großartigkeit, die das Gemüth des Menschen wunderseltam ergreift.

Das österreichisch Kalkgebirge erreicht nicht die imposante Mächtigkeit der Westalpen, aber die Dachsteingruppe mit ihren Eisfeldern, und die langgestreckten Züge des Todten- und Höllengebirges bilden in ihren schönen Konturen den prachtvollsten Hintergrund; und Mittel- und Vordergrund dieser Landschaften zeigen eine Mannigfaltigkeit der Formen und Vegetation, welche durch die stets wechselnden Terrainverhältnisse zu malerischer Wirkung erhöht ist.

Ein klarer Gebirgsstrom, die Traun, die dem Grundlsee entspringt, stürzt in tosenden Katarak-

ten durch das schluchtartige Koppenthal, durchfließt den hallstätter See, schlängelt sich hierauf durch das breiter werdende Ischlerthal hindurch dem Traunsee entgegen, durchfließt auch diesen, um unterhalb Gmunden in wildschäumendem Fall aus dem Gebirge herauszutreten.

Ihre Ufer entlang breiten sich freundliche, lachende Ortschaften aus, die Seen aber, ungeheure Gebirgsmulden, die das Wasser gefüllt, sind zumeist von senkrecht abfallenden Felswänden umgeben, welche weit unter dem Wasserspiegel sich fortsetzen.

Nur hie und da hatte angeschwemmtes Terrain eine Niederlassung gestattet, in Hallstatt aber haben wir die kühne Anlage eines Gebirgsdorfes vor uns, das auf den Felsen unmittelbar hinaufgebaut ist, und so bizarr und seltsam erscheint, daß es auf der Welt kaum seinesgleichen haben dürfte. Die hölzernen Häuschen in ihrer röthlich sammtartigen Färbung erheben sich vom See aus terrassenartig zu ziemlicher Höhe, dergestalt, daß die Eingangsthür des oberen häufig im gleichen Niveau mit dem Schornstein des unteren sich befindet. Zahlreiche, in den Felsen gehauene Treppen vermitteln die Zugänge, und da kaum einige Fuß breit ebenes Terrain sich vorfinden, und jeder Felsvorsprung in die Anlage, gleichsam in die Architektur dieser Häuschen mit einbezogen ward, so

entstand ein Gewirr von Treppen und Treppchen, von Auf- und Abstiegen, von Winkelchen und Ecken, das ungemein anmuthig und anheimelnd sich ausnimmt und von einem ganz intimen Reiz ist.

Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß es ein keltischer Volksstamm gewesen, der in vorhistorischer Zeit sich hier niedergelassen, wie es das 1120 Meter hochgelegene, am vorderen Theil des Salzberges entdeckte Gräberfeld beweist, welches zahlreiche und hochinteressante Funde zu Tage förderte.

Sie befinden sich in Wien in den prähistorischen Sammlungen des Museums.

Niemals wohl würde ein Volk in so großer Anzahl sich ein so unwirthliches, durchaus abgeschlossenes Hochthal zum Wohnort erwählt haben, wäre nicht hier ein kostbares Gut, das Salz, zu erbeuten gewesen.

Die Vermuthung, daß schon in jener vorhistorischen Zeit die Ausbeutung des Salzes im Schwange gewesen, hat nun ihre Bestätigung gefunden, nachdem jüngst ein altkeltischer Bergbau im Salzberge entdeckt worden ist.

Seine Längenausdehnung ist noch nicht erforscht, aber die Spuren einer großartigen Thätigkeit jener Bergleute sind nach mehreren Richtungen hin konstatirt. In den „Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft, Wien, 1882“ heißt es:

„Im Appold-Werke sind eine große Anzahl Werkzeuge, Schaufeln und Hauen gefunden worden, die aus einem gekrümmten Holze bestehen, dessen längerer Theil als Stiel und der kürzere gespaltene zur Aufnahme einer Bronzeaxt diente, die mittels eines Ringes befestigt wurde.

„Besonders erwähnenswerth sind zwei gut erhaltene, zirka ein Meter hohe Tragkörbe aus ungegerbten Rindsfellen, welche mit Riemen über ein Gestell aus Holzstäben solid und hübsch gespannt und befestigt sind; endlich ein Gewebe aus grober Schafwolle, ähnlich einem modernen Plaid, mit außerordentlicher Gleichmäßigkeit der Fadenlegung, als ob es auf einem heutigen Webstuhle entstanden wäre.

„Betrachtet man den vorfindlichen Haufen von runden entrindeten Holzstämmen, so deuten dieselben nach ihrer Behauung offenbar auf einen ineinander gestürzten Ausbau der Grube hin.

„Einige dieser Werkhölzer sind mit seitlichen ebenen Kerbungen versehen, andere mit viereckigen Löchern für Aufnahme von Bolzen und Spreizen, der größere Theil ist am Ende zugespitzt, oder es ist an der Stirnfläche eine Kerbung eingehauen, um für andere Hölzer als Ständer zu dienen. Die kurzen Hölzer scheinen als Spreizen und Sprossen verwendet worden

zu sein. Nirgend ist an der Behauung Bohrer oder Säge zu erkennen.

„Eine große Menge halbverkohelter Spähne und Fackeln fanden sich weiter noch vor, deren einzelne Hölzer mit schönem festen Geflecht aus Bast zusammen gefaßt waren; das gänzliche Fehlen einer noch so primitiven Lampe, deutet wie alles übrige darauf hin, daß schon vor den Römern hier Bergbau getrieben wurde.

„Wenn man aber bedenkt, daß der Abbau dieser ausgedehnten Gruben mit den Mitteln jener Zeit und jenes Volkes vieler Jahrhunderte bedurfte, so muß der größere Theil vor unserer Zeitrechnung ausgeführt worden sein, und ist denselben somit ein Alter von 2500 bis 3000 Jahren beizumessen.

„Aus diesen Bauten förderten sie das Salz, um die werthvolle Ausbeute gegen andere Waaren, Waffen, Kleider, Gefäße und Geschmeide, die in großer Menge in den Gruben vorgefunden wurden, auszutauschen.

„Als die Römer zu Anfang unserer Zeitrechnung die Tauern überschritten und sich, wie dies Spuren bezeugen, in Hallstatt ansiedelten, wurden ihnen die Kelten tributpflichtig.

„Als dann im fünften Jahrhundert die Wogen der Völkerwanderung auch an diese Berge schlugen, wurden Römer und Kelten von diesen überflutet. Die

nicht im Kampfe erschlagen wurden, mußten wohl als Sklaven dem Gefolge der Rugier und Heruler folgen.

„Wie die wilden Horden ganze Länder und Städte verwüsteten, so wurden auch diese Thäler verödet und der Bergbau dem Verfall preisgegeben.

„Wasser drangen in die Gruben, Schutt und Gerölle, die von den steilen Gehängen sanken, überlagerten hoch die Eingänge.

„Nach Meldungen der Chroniken zu schließen, wurde von den neuen Ansiedlern im elften oder zwölften Jahrhundert der Bergbau hier nicht betrieben, sondern es wurden nur salzige Quellen versotten, bis die Kaiserin Elisabeth, die Witwe Albrechts 1., im Jahre 1311 am Hochfeld den Bergbau vom grünen Rasen erhob.“

Kaiser Maximilian interessirte sich persönlich um die Hebung dieses wichtigen Industriezweiges; er ließ einen neuen Schacht herstellen, der seinen Namen führt, und kam nach Hallstatt, das Bergwerk zu besuchen. Eine Marmortafel, die an einer Stelle des Serpentinweges angebracht ist, der nach dem Hochfeld führt, zeigt folgende Inschrift: „hier hat gerast der hochlöblich rö. Kunig maximilia als er gangen ist die Salzperg zu besehen den 5. Tag januarj Ao. 1504.“

Bald mußte, infolge des stärkeren Betriebes, die Zahl der Bergleute vermehrt werden; man braucht Ar-

beiter, und um diese herbeizuziehen und dauernd in dieser Bergwildnis zu fesseln, wurden ihnen von der Landesverwaltung (die Salzbergwerke waren Eigenthum des Landesherrn, woraus sich das moderne Monopol entwickelte) Vergünstigungen aller Art ertheilt. Ein jeder erhielt ein Stück Grund und das nöthige Bauholz dazu, um sich eine Hütte zu erbauen, außerdem war eine Naturalleistung, in Korn, Schmalz, Holz und Salz bestehend, gewährleistet, und nahm man dabei auf die Anzahl der Familienglieder Rücksicht, wie dies noch heutzutage bei der Zumessung des Salzes Gebrauch ist, wo auf den Kopf sieben Kilogramm entfallen.

Gleichzeitig scheint das Holzhandwerk Begünstigung und Pflege gefunden zu haben, und sollten auf Grund ausgestellter Privilegien „die Drexler- und Holzarbeiten den Salzbergknappen und ihren Familien reservirt bleiben.“

So bildete sich neben den Bergbau und zugleich neben demselben eine Hausindustrie heraus, die in dieser forstreichen Gegend ihr Rohmaterial umsonst bezog.

Wir haben eine gewerbfleißige Bevölkerung vor uns, die in dieser rauhen, aber herrlichen Natur erstarkte, und, wenn auch im Kampfe mit ihr, doch zugleich all ihrer Segnungen theilhaftig ward.

Schlicht und einfach, in ihrer Bergwildniß zu strengster Genügsamkeit verurtheilt, ward ihnen gleichwohl, was sie zu ihres Leibes Nothdurft brauchten, gesichert, und Wald und Weide, der Fluß und die Seen waren stillschweigend gemeinsamer Nutzung preisgegeben, mit all ihrem Reichthum, der, da man ihre Erzeugnisse nicht fortzuschaffen vermochte, fast zu einer Quelle der Verlegenheit wurde.

Auch das geistige Vermögen dieser Gebirgsbewohner mußte kräftig und geweckt sein. In der That fanden sie den Muth, inmitten eines katholischen Staates und vom Aerar (Staatsschatz) besoldet, sich in großer Anzahl der neuen Lehre der Reformation zuzuwenden; und sie hielten fest zu derselben, trotz des in der Folge auf sie geübten Druckes. In dem meisten Ortschaften, wie in Hallstatt, Goisern, Ischl, Ebensee, haben sich die protestantischen Gemeinden bis auf den heutigen Tag erhalten.

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wurde der Salzhandel äußerst schwunghaft betrieben und zugleich hatte die Zunft der Holzwaarenarbeiter, „der Thäller Löffel und Gappelmacher, der Schaffel Trög und Mueltermacher“, erheblich zugenommen.

Die Schiffbarmachung der wildeinherstürzenden Traun hatte diese neue Epoche industriellen Aufschwungs herbeigeführt und nun wurden die Holzer-

zeugnisse unter dem Kollektivnamen der Viechtauer Waare in den Handel gebracht, ein für jene Zeit ganz erstaunliches Unternehmen.

Rudolf Nikola, k.k. Forstmeister in Gmunden, sagt in seiner im Jahre 1882 erschienenen forst- und volkswirtschaftlichen Studie über das Salzkammergut*1): „Offenbar ist auf einer Salzzille (Salzschiff) das erste Viechtauer Produkt in die unteren Donauländer verfrachtet worden, wo es die günstigste Aufnahme fand und den Drechslern ein ungeheueres Absatzgebiet eröffnete.“

Aber der Aufschwung in dieser Industrie begann dem Waldstande gefährlich zu werden und man befürchtete, daß mit der Zeit Mangel, namentlich an den edleren Holzarten eintreten werde, da in der That der sorgloseste Mißbrauch damit getrieben und das Holz geradezu vergeudet wurde. Es wurden allerlei Einschränkungen versucht. Dem Gewerbe der Holzarbeiter, „das sich immerdar weiters vermehren will“, sollte der Rohstoffbezug entzogen und damit der weitere Bestand desselben unterbunden werden. Weiter sollte den Holzarbeitern des Salzkammerguts der Hausirhandel in allen Provinzen der Monarchie und hauptsächlich „auf den Märkten und in der Pauerschaft“ im Gesezwege entzogen werden. Aber die Holzarbeiter reichten sofort ein Majestätsgesuch ein, worin sie um

die Einhaltung ihrer allergnädigst ertheilten Privilegien baten: „Auf daß wir wiederumb mit all und jeder Holzwehr in all dero Erb Königreich und Länder gegen Entrichtung der Mauth und Aufschlagsgebühren ohne mániglichs Irr und Hinterung handeln und dieselbe nit allein auf den gewöhnlichen Jahrmárkten, sondern auch mittels des Hausirens ausbieten dürften (ohne dessen uns wenig geholfen sein würde), indem wir von einem Markt auf das andere nit zu warten und uns zu ernähren vermöchten.“

Aus einem weiteren Passus ersehen wir, daß sie mit ihren Waaren „Außer Landts in Unter-Oestreich, Hungarn, Böheimb, Mähren, Steiermark und Tiroll, Bayern und in das khaysl. römische Reich gehandelt und selbe nebst selbst erzeugter Leinwath verkauft und vertauscht haben.“

Daraus erhellt die interessante Thatsache, daß die damaligen Holzarbeiter des Salzkammergutes freizügig waren, den Vertrieb ihrer Waaren, und zwar im auge dehntesten Maße, selbst besorgten und ihre dahin lautenden Privilegien mit aller Energie aufrecht zu erhalten suchten.

Außer diesen industriellen Gewerben gab es noch andere, welche einen, unter Umständen, lohnenderen Verdienst abwerfen. Eine große Anzahl Schiffer stand in Verwendung, da aller Verkehr zwischen den

an den Seeufern liegenden Ortschaften nur mittels der dort üblichen Zillen (ein Flachboot, durch Rippen zusammengehalten) und Einbäumlern, dem primitiven Fahrzeug, das nur aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestand, besorgt werden konnte.

Das Fischerrecht wurde am Traunsee allein an 80 Familien verliehen, welche dafür an das Aerar eine kaum nennenswerthe Summe zu entrichten hatten. Auch ihnen ward ein Stück Grund geschenkt, um ein Haus darauf zu bauen und sie bezogen ein Deputat an Holz und Salz. Sie waren dafür verpflichtet, den Traunschiffen, die mit den großen stark beladenen Salzschiffen herabkamen, im Falle eines Sturmes oder bei sonstiger Gefahr Hilfe zu leisten.

In Ebensee, wohin die Salzsole durch Röhren geleitet ward, wurden große Sudhäuser errichtet; in Gmunden befand sich das Salzamt. Das Salz wurde in lockerem, löslichem Zustande hierher gebracht und hier zur Verfrachtung in Fässer gepackt. Eine große Anzahl Faßbinder war jahraus jahrein mit der Anfertigung der Fässer beschäftigt.

So lebten diese Leute noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts in, durch ihre geographische Lage bedingten, eigenthümlich primitiven Verhältnissen, welche ihre Entwicklung hemmten, ihrer Lebensfreudigkeit aber keinen Abbruch thaten.

Forstmeister Nikola bemerkt: „Bis zum Jahre 1830 nährte das Handwerk seinen Mann, und die Kämpfe, die zu bestehen waren, drehten sich einzig und allein um die gewissermaßen obrigkeitliche Bewilligung des Rohstoffbezuges. Die allgemeinen Lebensbedingungen, ferner die Kosten des Rohstoffes, sprachen bei diesen Konflikten noch nicht mit.“

Bis dahin war das schöne Salzkammergut mit seinen bergumschlossenen Seen eine terra incognita geblieben, ein nur wenigen erschlossenes Wunderland.

Selbst das reizende Ischl spielte in dieser Zeit als Badeort noch keine Rolle. Aber nun begann die Wissenschaft und die Kunst ihre neugierigen Forschungen dahin zu richten. Ihre Pioniere erschienen anfänglich nur in beschränkter Anzahl; das Land galt als rauh und ungastlich, und war in der That beschwerlich zu durchreisen.

Vom Gmunden aus mußte der Reisende sich einer Salzzille anvertrauen, da weder an den steil abfallenden Wänden des großen Traunstein, noch an denen des gegenüberliegenden Sonnenstein eine Straße, ja nicht einmal ein Fußsteig vorüberführte. Man hatte also den Traunsee aufwärts bis Ebensee zu rudern ((für ein Salzschiiff eine Fahrt von mindestens sechs Stunden), wobei man gefährlichen Stürmen und den sonstigen Unbilden der Witterung ausgesetzt blieb.

Hatte man nicht Pferde und Wagen auf einer zweiten Zille mitgenommen, so erwartete einen ein ländliches Fuhrwerk, das während der mehrstündigen Fahrt nach Ischl jedem mit nicht gehöriger Widerstandskraft ausgerüsteten Individuum die Kühnheit eines solchen Unternehmens fühlbar verdeutlichte.

Auch Hallstatt war nur auf solchen Flachbooten zu erreichen.

Nur Maler und Dichter pflegen sich mit so viel Romantik lächelnd abzufinden. Aber die, welche den Zauber dieser Gegend einmal verkostet und echt künstlerische Anregungen empfangen hatten, kamen immer wieder hierher und trugen den Ruhm dieser Landschaft in alle Welt hinaus. In gleich urwüchsiger Frische wie die Natur, war ihnen die einheimische Bevölkerung entgegengekommen. Es waren prächtige unverdorbene Menschen, ein schöner Schlag voll biederer Treuherzigkeit, voll unglaublicher Einfachheit und Genügsamkeit. Die Bauern zeigten sich kräftig und gewandt, die aus den breiteren Thälern, wie die Gosauer und Goiserer zum Beispiel, von geradezu herrlichem Wuchs. Die Bergknappen und Holzarbeiter waren im allgemeinen kleiner, aber zäh und seh-nig, die Gesichter hübsch, mit klugen, schelmischen Augen; edle, feingezeichnete Profile durchaus keine Seltenheit.

In ihrer äußeren Lebensstellung waren alle so ziemlich gleich, keiner von ihnen hatte viel mehr, als das geradezu Nothdürftigste und keiner litt Mangel, da sie durch ihre Naturalbezüge davor geschützt waren.

Sie hatten noch keine Ahnung von den Vortheilen erhöhter Kultur, sie kannten nichts von dem, was der Luxus schafft, und so war ihnen auch das Gehässige und Schmerzliche des allzugroßen Kontrastes zwischen Arm und Reich verborgen geblieben.

Die Arbeiter hatten niemanden zu beneiden, auch nicht den Bauern, der, wenn er auch größeren Wohlstandes sich erfreute, doch dafür harte Arbeit leisten mußte, der den Boden bebaute, um ihnen Brot zu schaffen, und der obendrein von hohen Steuern bedrückt war.

Sie mußten alle ihre Hände rühren, keinem wurde das Leben leicht, aber es blieben ihnen noch Stunden der Muße, und sie suchten dann Freude und Erholung in der Natur, die sie umgab, die sie liebten, mit deren Schönheiten sie aufs Innigste vertraut waren. Nur oberflächliche Beobachter konnten behaupten, daß der Aelpler für das Großartige in der Natur weder Sinn noch Verständniß besitze. Er deklamirt allerdings nicht darüber, er gibt sich von seinen Empfindungen vielleicht nicht einmal Rechenschaft, und vor allem,

er weiß dieselben nicht zu verwerthen wie der Kulturmensch, aber sollten sie deshalb nicht weniger tief, weniger beglückend sein?

Und wer ist die große Lehrmeisterin des Künstlers, wer verleiht ihm den empfänglichen Sinn für die Schönheit der Natur, als diese selbst? Warum sollte dem, der von dieser Herrlichkeit umgeben ist, nicht ebenfalls ein künstlerisches Sehen und Empfinden aufgegangen sein?

Und spricht sich in ihren Liedern, in einem Gebirgsjodler nicht ein ebenso aufjubelndes Entzücken, ein übermächtiges Glücksgefühl aus, nur kürzer, packender, unmittelbarer als in lyrischen Gedichten und Tonbildern?

Diese Salzarbeiter, die die Woche hindurch angestrengt arbeiten, kennen keinen größeren Genuß, als hie und da eine Partie auf den Plassen oder den Dachstein zu unternehmen. Immer streifen sie des Sonntags im Gebirg herum und achten dann auf jedes Vorkommniß in der Natur; sie kennen jeden Laut und jeden Schrei, der im Walde ertönt, und jede Blume der Gebirgsflora, der das Volk selbst den Namen gegeben. Sie pflücken sie mit der Wurzel und tragen sie stundenweit, wohlachtend, daß ihnen auch nicht eine Blüthe verloren gehe. Die Liebe und Sorgfalt für Blumen ist überhaupt charakteristisch für die Gebirgsbewoh-

ner. Sie stellen sie in ihre Stuben, füllen ihre kleinen Fensterchen damit aus; sie pflanzen sie, wo sie nur ein Stückchen Grund ihr eigen nennen.

Den Fremden gegenüber zeigten sich diese Menschen freundlich und zuthunlich, ohne jegliches Mißtrauen. Niemand dachte noch daran, von Fremden Gewinn zu ziehen, im Gegentheil, großherzig und dienstbeflissen von Natur, suchte jeder von ihnen ihm den Aufenthalt unter ihnen lieb und behaglich zu machen. Man bot ihm eine Frucht von dem Baume, den man selbst gezogen, ein Stück Roggenbrot, das im Hause gebacken, ein Glas Milch von der Ziege, die auf freier Weide gefüttert ward, und man war glücklich, daß man etwas besaß und etwas zu geben hatte.

Diejenigen, die gezwungen waren, sich ihre Dienste bezahlen zu lassen, waren doch nicht dazu zu bringen, den Preis dafür selbst zu bestimmen. Sie nahmen das Geld mit einer gewissen Verschämtheit, mit innerlichem Widerstreben. Stets suchten sie mit einer Kleinigkeit, und wäre es auch nur eine seltene Blume gewesen, ein Gegengeschenk zu machen, um ihre Dankbarkeit zu bekunden.

Diese Feinfühligkeit ist auch heutzutage noch in den versteckteren Ortschaften häufig anzutreffen.

Schlösser an den Thüren sind eine Einführung neuesten Datums, früher waren sie selbst bei den

Begüterten nicht bekannt. Die Zimmer und Hausthüren blieben am Tage stets offen, des Nachts schob man einen hölzernen Riegel vor, der heute noch fast überall sammt dem Klopfer an den Hausthüren ersichtlich ist.

Man hatte keine Diebe und Strolche zu fürchten, und der Fremde gewöhnte sich bald an die gleiche Sorglosigkeit.

Es war eine Idylle mit dem ganzen Zauber des urwüchsigen Volkslebens, die der Fremde in diesen abgelegenen Thälern antraf. Aber nicht lange, und die Idylle ward in die Bewegung der Geschichte hineingeworfen. Die Völkerwanderung hatte einst bis an die Ufer der Seen des Salzkammergutes ihre Wellen geschlagen: jetzt kam eine zweite, noch mächtigere Bewegung, eine Bewegung, die sowohl am Anfang, wie an umwälzender Bedeutung die Völkerwanderung weit hinter sich läßt: die Entwicklung des Kapitalismus.

2. Jetzt.

Nur langsam bahnen sich die Veränderungen, welche die moderne Produktionsweise mit sich bringt, Bahn in den scheinbar unverrückt feststehenden Verhältnissen. Selbst der Sturm des Jahres 1848 vermochte die Ruhe im Salzkammergut nicht zu stören. Aber völlig wirkungslos ging er doch nicht vorüber. In einigen Köpfen begannen sich die Ideen des damals noch revolutionären Liberalismus festzusetzen.

Konrad Deubler, der vielgenannte und berühmte Bauernphilosoph, der spätere Freund von David Strauß und Ludwig Feuerbach, den der Tod erst vor einem Jahre dahin gerafft, hatte in jener Zeit als Volksmann eine Rolle gespielt.

Er war ein Mann von hervorragenden Eigenschaften, voll scharfen und klaren Verstandes, und er wollte für eine neue Zeit, die er in all ihrer Bedeutung erfaßt, Verständniß anbahnen, auch unter seinen Landsleuten und Genossen Bildung und Aufklärung verbreiten, sie zum Selbstdenken, zur Selbsthilfe erziehen. Er war Müllergeselle, und muß ein kräftiger Bursche gewesen sein, denn er hatte zu der hoch am Berge liegenden Mühle in Hallstatt, deren Räder der Sturzbach treibt, die schweren Kornsäcke statt eines Esels hinaufzutra-

gen. Mit 19 Jahren hatte er sich verheiratet, um der Rekrutirung zu entgehen, und als in der Folge eine Erbschaft ihm einiges Geld zubrachte, übernahm er ein Bauernwirthshaus in Goisern, dem er den etwas hochtrabenden Namen die „Wartburg“ beilegte. Sein Beruf erleichterte ihm den Verkehr mit Bauern und Arbeitern. Er suchte die Leute zum Lesen anzuregen, vermittelte des Abonnements mehrerer Zeitungen, und suchte sie zum Ankaufe von Büchern belehrenden und freigeistigen Inhalts zu bewegen. Diese ganz uneigennützig, von den edelsten Beweggründen geleitete Thätigkeit hatte Erfolg, ein neuer Geist begann sich zu regen. Aber man schrieb das Jahr 1852 und die Reaktion war damals schon allmächtig; sie durfte es wagen, eine Bewegung, die unter dieser Arbeiterschaft in ihren schüchternsten Anfängen sich erst bemerkbar machte, als ein unerhörtes Verbrechen zu brandmarken und demgemäß zu bestrafen.

Die häufigen Reisen Deublers ins Ausland – er war in Norddeutschland und Italien gewesen – hatten schon längst Verdacht erregt, man wußte auch, daß er eine ansehnliche Bibliothek besitze, und Nachforschungen ergaben, daß er bei einem Linzer Buchhändler binnen Jahresfrist um 900 Gulden Bücher bestellt hatte. Seine agitatorische Thätigkeit schien damit erwiesen. Diese Ziffer zeugt auch wirklich für eine

weitverbreitete Theilnahme, und bei so großer Armuth der Bevölkerung für die opferwilligste Begeisterung. Die erbärmliche Denunziation des Dichters Saphir, der das Vertrauen Deublers dazu benützte, um in seinem „Humoristen“ den Briefwechsel desselben mit David Strauß und anderen „Anarchisten“ Deutschlands bekannt zu machen, bot wohl den willkommenen Vorwand, um mit aller Brutalität vorzugehen. Deubler wurde mit mehreren seiner Anhänger eingezogen und des Hochverraths und der Gotteslästerung angeklagt. Von da ging ein Schrecken durch die ganze Gegend. Niemand fühlte sich mehr sicher. Viele, die mit den schweren Entbehrungen sich eine Anzahl Bücher angeschafft, verbrannten dieselben, aus Furcht denunzirt zu werden. Und in der That, Denunziationen und Hausuntersuchungen erfolgten immer häufiger, der schwarze Wagen, wie er genannt wurde, erschien, von Gendarmen begleitet, allerorten und führte alles hinweg, was bei den Leuten Lesbares gefunden wurde. Ein Gebetbuch war das Einzige, was man, als zum Hause gehörig und seinem Besitzer frommend, zurückließ.

Deubler blieb mit elf seiner Mitangeklagten, darunter zwei Frauen, achtzehn Monate in Untersuchungshaft in Graz. Drei der Genossen starben aus Gram, einer erhenkte sich, einer wurde wahnsinnig.

Man hatte indes mit Kosten und Mühe Beweismaterial zusammengesucht und einen ansehnlichen Zeugenapparat gewonnen; dennoch konnte die Schuld dieser Leute nicht erwiesen werden und von Dr. Kaiserfeld glänzend vertheidigt, wurden sie sammt und sonders in erster Instanz freigesprochen. Da rekurrierte der Staatsanwalt (v. Waser) und der Prozeß begann von Neuem. Deubler wurde während der halbjährigen Dauer desselben in Iglau internirt.

Eines Tages wurde er zur Behörde gerufen und ihm mitgetheilt, daß seine Verurtheilung erfolgt sei. Sie lautete auf zwei Jahre schweren Kerkers in Eisen.

Deubler nahm, wie er mir selbst erzählte, diese Nachricht mit einer Art Stumpfheit entgegen.

Er war aus dem bescheidenen Stübchen, das er in Iglau inne hatte, in dem Augenblick weggerufen worden, als er im Begriffe stand, sich ein heimathliches Mittagessen, „Holzhauernocken“, zu machen. Er war gerade in glücklicher Stimmung gewesen, er wußte das Ende des Prozesses bevorstehend und hoffte demnächst nach Hause zurückkehren zu dürfen; und so ganz mit seinen Gedanken in der Heimath, fiel es ihm ein, sich Nocken zu machen.

Er kam jetzt zurück und machte die Nocken fertig – er aß sie auch – er suchte ruhig zu sein, sich wie ein Mann in das Unabänderliche zu fügen. Als aber der

Abend kam, da wurde es ihm immer schwerer ums Herz und in der Nacht brach der ganze Jammer über ihn herein. Er weinte, er lärmte, er schrie und raufte sich die Haare. Zwei Jahre schweren Kerkers, zwei Jahre! was hab' ich denn gethan! Er fühlte sich durchaus unschuldig; mit einem Herzen voll Liebe hatte er nur das Beste seiner Mitmenschen bezwecken wollen.

Er wurde nach Brünn auf den Spielberg gebracht. Nach zwei Jahren kam sein Weib, ihn abzuholen, aber es wurde ihm eröffnet, daß er noch nicht nach Hause dürfe.

Man transportirte ihn auf die Festung nach Olmütz. Seine Haft wollte kein Ende nehmen; da legte man ihm endlich nahe, er möge sich bittlich an den damals allvermögenden Polizeiminister v. Kempen wenden, ihn um seine Freilassung anzuflehen, seiner Reue Ausdruck geben und für alle Zeit aufrichtige Besserung geloben.

Deubler war mürbe geworden, er schrieb diesen Brief und wurde daraufhin, nachdem er vier Jahre in Haft gewesen, freigelassen.

„Dieser Brief ist das Einzige, dessen ich mich in meinem Leben zu schämen hatte“, sagte er mir.

Seine Mitgenossen waren nicht so glücklich, sie hatten alle längere Strafen abzubüßen.

Durch dieses grausame, geradezu schmäbliche Verfahren hatte man allerdings erreicht, was man erreichen wollte: man hatte diese guten, unselbständigen und einfachen Leute auf's tiefste erschreckt und eingeschüchtert. Ihre Begriffe von Recht und Unrecht waren verwirrt, sie getrauten sich nicht mehr darüber nachzudenken, nicht mehr ihre eigene Lage in Betracht zu ziehen.

Während aber die von außen angeregte Bewegung der Geister für den Moment niedergeworfen wurde, machten sich die Siege, die das kapitalistische Wirtschafts-System außerhalb errungen, auch in den Thälern des Salzkammergutes fühlbar. Die österreichische Staatswirthschaft wurde den Anforderungen des Kapitalismus gemäß umgestaltet.

Dies zeigte sich bald sowohl der Hausindustrie, wie den Staatsarbeitern gegenüber. Wir haben gesehen, daß die Holzarbeiter des Salzkammerguts ihr Rohmaterial umsonst aus den Staatswäldungen bezogen. Jetzt suchte man die Staatswäldungen so gut, wie möglich zu verwerthen, und da von den Holzarbeitern nichts zu erwarten war, drängten die Behörden dahin, daß die Hausindustrie der Holzwarenverfertigung von der Bevölkerung gänzlich aufgegeben wurde. Sie konnten in der That darauf hinweisen, daß die Hausindustrie höchst unfruchtbar sei, da die Verleger die

Löhne aufs tiefste herabdrücken, d. h. die Kaufleute, welche als Zwischenhändler nach und nach den Vertrieb der Holzwaaren in die Hand bekommen und die Hausarbeiter in gänzliche Abhängigkeit von sich gebracht hatten. Es war gewiß sehr löblich von den Verwaltungsbehörden, daß sie, wenn auch nur um den Staatssäckel zu schonen, darauf hinwirkten, daß die Bevölkerung sich dieser Ausbeutung entziehe. Aber wie suchte man das zu bewirken? Einzig und allein durch Predigten. Die „Seelsorger“ sollten ihren Einfluß aufbieten, um die Bevölkerung von der Hausindustrie abzubringen. Statt aber gleichzeitig für die bisherigen Hausarbeiter neue und lohnendere Arbeitsgelegenheit zu schaffen, bat die Staatsverwaltung dem neuen Wirthschaftssystem entsprechend, Alles auf, um Arbeiter überflüssig zu machen, also ein arbeitsloses Proletariat zu schaffen.

Beim Salzamte kam das neue Verfahren, das Salz in Stöcken in den Handel zu bringen, in Anwendung. Eine große Anzahl Faßbinder, welche bisher mit der Verfertigung der Fäßchen beschäftigt waren, wurden nun überflüssig. Bei den Bergknappen wurden die Proviantbezüge reduziert; freilich wurden dafür die Geldlöhne etwas erhöht, damit aber diese „Lohnaufbesserung“ nicht allen auf Kosten des Staates erfolge,

wurde die Anzahl der Arbeiter möglichst vermindert, die Leistungen aber blieben dieselben. *)2

Mit der Anlage einer Kunststraße, welche von Gmunden nach Ebensee führte, wurde ferner eine Anzahl Schiffer, welche bisher allen Verkehr besorgten, brodlos. Diese Straße wurde im Jahr 1854 mit italienischen Arbeitern begonnen. Die Einheimischen verhielten sich diesem Bau gegenüber sehr ungläubig und pessimistisch. Das Weltende, dünkten ihnen, müßten sie eher erleben, als daß am Sonnenstein eine Straße vorrüberführe, und gelänge das Werk, so könne nur der Teufel selbst dabei im Spiele sein. Es gelang. Eine gleich kunstvolle Straße wurde von Gosaumühl nach Hallstatt durch Sprengungen hergestellt und damit waren diese Alpenthäler dem Verkehr erschlossen. Der gewaltige Umschwung, den die Dinge von jetzt an nahmen, die zunehmende Vertheuerung der Lebensmittel, mußte von selbst dahin wirken, daß die noch bestehende Naturalleistung der Bergarbeiter vollständig aufgehoben und durchaus Geldentlohnung eingeführt wurde. Es war eine tiefeinschneidende Maßregel, welche da ins Werk gesetzt wurde, und mit September des Jahres 1872 in Kraft trat. Das neu ausgearbeitete Regulativ enthält folgende Lohnsätze der Arbeiter:

1. Klasse 1 fl.
2. Klasse 90 kr.

3. Klasse 75 kr.

4. Klasse 60 kr.

Der Paragraph 3 des Regulativs sagt: „Die Versetzung der Arbeiter-Individuen (!) einer Klasse in einen höheren Schichtenlohn dieser Klasse findet nur noch nach längerer untadelhafter Aufführung und befriedigender Dienstleistung statt.“

In der Praxis stellt sich die Sache so, daß der ständige Arbeiter 60 fl. erhält und alle fünf Jahre (eine ausgezeichnete Konduite vorausgesetzt) um fünf Kreuzer hinaufrückt.

Höhen wir den Paragraph 4: „Den Salinen-Verwaltungen bleibt es überlassen, wo immer thunlich, Gedingarbeit einzuführen, wobei die neu systemisirten Lohnsätze als Grundlohn zu gelten haben, jedoch die Möglichkeit des, der größeren Leistung entsprechenden Mehrverdienstes keinerlei Beschränkung unterliegt“. Diese „Möglichkeit“ scheint aber nicht leicht gegeben; Thatsache ist, daß, stößt der Arbeiter auf eine ergiebige Lage, wodurch sich in der Woche ein größerer Gewinn herausgestellt hätte, derselbe „nach Möglichkeit“ reduziert wird. Man hält sich an den „Grundlohn“ und richtet die Sache so ein, daß ein Arbeiter durchschnittlich täglich 70 bis 75 kr. verdient, wofür er das Licht und das Pulver selbst zu kaufen hat. Von diesen Löhnen werden auch die Beiträge für die

Bruderlade und Krankenkasse wöchentlich abgezogen. Bei seiner Aufnahme zum stabilen Arbeiter, bei seiner Verehelichung und bei jeder Vorrückung hat der Arbeiter je einen vollen Wochenlohn für die Bruderlade zurückzulassen. Das Aerar trägt zur Erhaltung dieser Kasse nichts bei, der jeweilige Salinenvorstand hat aber die Leitung der Verwaltung übernommen.

Mit dem Aufhören des Proviantgenusses war nunmehr auch hier unter den Salzarbeitern dem Elend Thür und Thor geöffnet.

Es ist erschreckend wenig, was ein Hallstätter Salzarbeiter am Montag Morgen als Proviant in seinen Rucksack packt und womit er zu den Arbeiterhäusern emporsteigt, die in der Nähe des Stollenmundlochs in einer Höhe von 1120 Metern erbaut sind. Betrachten wir einmal ein solches Arbeiterhaus. Es enthält einen großen Mittelraum, der Küche und Speisesaal zugleich ist, an welchen sich zu beiden Seiten ein Schlafsaal anschließt. Hier sind 30 – 35 Betten so knapp nebeneinander aufgestellt, daß die Hacken zum Aufhängen der Kleidungsstücke in der Wandfläche über den Betten angebracht werden mußten.

In diesen Schlafsälen findet der Bergarbeiter, der nach seinem mühseligen Tagwerke hier eintritt, das ihn ausschließt von Licht und Wärme, abermals nur Kälte und Finsterniß. Keine Heizvorrichtung befindet

sich hier, weder Oefen noch Lampen; ein glimmendes Nachtlichtchen bringt in diese Nacht nur jenen Dämmererschein, der gerade hinreicht, daß Jeder ohne anzu stoßen sein Bett zu finden vermag.

In dieser Höhe sind die Nächte oft bitter kalt, aber man rechnet darauf, daß die eigene Wärme so vieler Menschen, die hier zusammengepfercht sind, die Temperatur alsbald erhöhen müsse. Allerdings, aber ihre Ausdünstung, der Athmungsprozeß verschlechtert auch die Atmosphäre, so daß die Armen, die den Tag über die verdorbene Grubenluft in sich aufnehmen, nun auch des Nachts verdorbene, stinkende Luft athmen.

Unter keiner Bedingung ist es dem Arbeiter gestattet, des Abends eine Kerze anzuzünden, damit ist zugleich die strikte Befolgung jener Verordnung verbürgt, die ihnen das Lesen untersagt, wie denn überhaupt und von vornherein das Mitbringen von Büchern und Zeitungen in die Arbeiterhäuser strenge verboten ist.

Die Arbeitszeit erstreckt sich von 6 Uhr Morgens bis Mittag, von 2 bis 8 Uhr Abends. Vor jedem Einfahren in die Grube wird vor einem Kruzifix, das im Schlafsaale aufgehängt ist, ein allgemeines lautes Gebet verrichtet. Ist der Arbeiter nach sechsständiger Schicht wieder ausgefahren, so muß er daran gehen,

sich sein Mahl selbst zu kochen, das freilich so armselig ist, daß dessen Bereitung nicht zu viel Zeit in Anspruch nimmt. Es besteht Morgens und Abends aus einer Wassersuppe, in welcher etwas Quark, dort Schoten genannt, verrührt und Brod eingeschnitten wird; Mittags macht er sich Mehlknocken, die in heißem Schmalz herausgebacken werden. Der Bergarbeiter bedarf einer fettreichen Nahrung, welche dem Körper Wärme zuführt, denn er arbeitet tagsüber in einer Temperatur von nur 4 oder 6 Grad über Null. Bei einer Besichtigung der in der Mauerwand eingefügten Schränkchen, in welchen die Arbeiter ihre Eßvorräthe bergen, habe ich nur in zweien 7 bis 8 Stück Kartoffeln vorgefunden; selbst diese Nahrung der Elendesten ist bereits für die österreichischen Staatsarbeiter unerschwinglich geworden.

Der Eßsaal mit seinen ungeheueren Herden, den Auslaufbrunnen an der Hinterwand, wo alles Geräthe gescheuert und gewaschen wird, mit den in Reihen aufgestellten Tischen und hölzernen Bänken ohne Rücklehne, erscheint abstoßend, häßlich und schmutzig. Die gewölbte Decke, das Mauerwerk selbst ist mit einer dicken Schicht von Ruß überzogen, der Fußboden schlüpfrig und morastig. Da die Arbeiter für all ihre Bedürfnisse und die Instandhaltung des Gebäudes selbst zu sorgen haben, und zwar in der

geringen Zeit, die ihnen nach zwölfstündiger Arbeit übrig bleibt, so sind sie gar nicht im Stande, einen von so vielen Menschen bewohnten Raum in jener Sauberkeit zu erhalten, die ihm allein noch einige Behaglichkeit verleihen könnte; für sie, die während der Woche von ihren Familien getrennt leben, ist dieser Eßsaal der einzige Ort ihrer Vereinigung und Erholung, und doch ist dieser auch während der Wintermonate nur von einer einzigen von der Decke herniederhängenden Lampe erleuchtet, was bereits als eine Neuerung betrachtet werden muß, die mit der Aufstellung der Sparherde zugleich eingeführt wurde. Vor einigen Jahren noch war dieser Versammlung von 70 – 80 Arbeitern nur das flackernde Licht der offenen Herde gewährt. Um 9 Uhr aber muß Licht und Feuer laut Verordnung gelöscht sein. Dann versinkt hier alles in Nacht und Schweigen.

Das ist das Leben, welches der österreichische Staat seinen Arbeitern bietet, derselbe Staat, dessen Regierung ihren Beruf zur Sozialreform so laut verkündet hat; der Staat, der angeblich über den Klassen steht und der so vielen berufen erscheint, den Schwachen gegen den Starken zu schützen, den Kapitalismus einzudämmen. Diese freien Staatsarbeiter führen ein Leben, schlimmer als das der meisten Arbeiter in den Privatbetrieben, ein Leben, welches sich nur verglei-

chen läßt mit dem der unfreien Staatsarbeiter, mit dem Leben im Zuchthaus.

Wie sich aber die Verhältnisse der Hausindustrie in dieser Gegend gestaltet haben, möge durch die Daten illustriert werden, welche die Broschüre des k.k. Forstmeisters in Gmunden, Nikola uns gibt. Ihm wird man kaum den Vorwurf tendenziöser Entstellung machen wollen.

Nach der amtlichen Zählung im Jahre 1881 beträgt der Stand der Holzarbeiter in 18 Ortschaften des Bezirkes Gmunden 377 Familien mit 755 Personen – die Predigten der „Seelsorger“ haben also nichts genutzt, wie es auch nicht anders möglich war. – Wir haben es mit einem ansehnlichen Kontingent zu thun, mit jenen Ortschaften in der Umgebung des Traunsees, in denen diese Hausindustrie am meisten verbreitet ist. Nikola sagt:

„Die Konstantheit des Waarenproduktes, sowohl was den Typus wie den Verkehrspreis anbelangt, hat uns wiederholt Staunen abgerungen; denn wir hatten Gelegenheit, durch Rücksprache mit sehr alten Waarenherzeugern zu konstataren, daß diese oder jene Spielwaarenart in der haargleichen Ausführung schon von den Urgroßältern der gegenwärtigen Erzeuger genau in gleich roher Weise wie heutzutage angefertigt und um die gleichen Spottpreise begeben wurde.

Ebenso waren wir in der Lage, eine sehr gewissenhafte Notiz aus den ersten fünfziger Jahren einzusehen, wobei die Vergleichung ergab, daß die gegenwärtigen Verlegerpreise aller Waaren nicht nur jenen vor 30 Jahren gleich sind, sondern bei der Mehrzahl der Produkte sich sogar niedriger gestellt haben. Es ist diese Thatsache wohl das charakteristische Zeichen für die Beurtheilung der Viechtauer Holzwaarenproduktions – Verhältnisse und die Lage der damit Beflissenen.“

„Ohne Anleitung und Werkzeuge, nur nach der Schablone, die sie vor hundert Jahren gehandhabt, werden ihre Arbeiten in der primitiven Weise gefertigt. Ihre Spielwaaren namentlich haben Formen, die bei einem Barbarenvolke allein, das noch auf der untersten Stufe der Formendarstellung sich befindet, Aufnahme finden können. Die Spielwaaren werden auch ausschließlich exportirt, ihr Konsum im eigenen Lande ist ein verschwindend geringer.“

Aus den weiteren Ausführungen Nikolas heben wir folgendes hervor: Für hölzerne Pferde, Schafe, Kühe u.s.w. werden 9 Kreuzer per Dutzend gezahlt, eine Familie von 3 -4 Mitgliedern kann 30 Dutzend in der Woche herstellen, das macht einen Wochenlohn von 2fl. 70kr.! So viel wird auch durchschnittlich bei der Herstellung hölzerner Puppen verdient, die mit 5 – 18 Kreuzer per Dutzend bezahlt werden. Noch

schlechter stehen die Erzeuger von hölzernen Gewehren und Gabeln. Ein solcher bekommt vom Verleger für ein Stück schußfertig adjustirtes, buntgemaltes, theils vergoldetes Gewehr den Preis von 10 Kreuzern, für einen Säbel 6 Kreuzer. Es sind genau gezählt 120 verschiedene Arbeitsgriffe erforderlich, ehe vom rohen Scheite das fertige Gewehr zum Verleger kommt. Diese Waffenfabrikanten sind den schlechtesten Arbeitern zuzuzählen.“

Die Patriarchen des Viechtauer Schnitzhandwerkes sind die Löffelmacher. Man unterscheidet zwei Gattungen von Löffeln, a. die Kochlöffel und b. die Eßlöffel.

Die Eßlöffel gelangen in Büschen von einem Dutzend in den Verkehr. Sie werden lackirt, mit bunten in Gold und Silber ausgeführten Ornamenten auf schwarzem Grunde. Der Arbeitsprozeß ist kompliziert genug und erfordert 14 einzelne Verrichtungen. Der fertige Löffel wird 1. schwarz gefärbt, 2. im Ofen gedörft, 3. abgerieben, 4. mit Lack angestrichen, 5. wieder gedörft, 6. wiederholt abgerieben, 7. bemalt, 8. auf der Luft getrocknet, 9. versilbert und vergoldet, 10. abgeputzt, 11. am Rand bemalt, 12. mit feinem Lack angestrichen, 13. noch einmal gedörft und endlich 14. in Dutzendpackete gepackt.

„Und in welcher Weise wird all diese Mühewaltung entlohnt? Für hundert Dutzend „Rundmaulet“ und „Silberart“ ist der gegenwärtige Preis fürs Lackiren 4 -5 fl. und für die Sorte der „Gespißten“ sogar nur 3 -4 fl. 300 Dutzend bewältigt ein Lackirer in einem Monate. Aus einem Kubikmeter Buchenzeugholz können 300 Dutzend Rundmaulet, 360 Dutzend Silberart, 66 Dutzend gespißte Löffel erzeugt werden, und ein geübter Arbeiter ist im Stande, täglich ein Quantum von 6 - 8 Dutzend zu verfertigen. Als Verlegerpreis gelten gegenwärtig 3, 4 und 5 kr. für das Dutzend.“

„Wenn wir die eben dargestellten Daten dieser Fabrikation überblicken und die einzelnen Ziffern mit einander kombiniren, so werden wir erst gewahr, was für ein trostloses Gewerbe wir da vor uns haben. Ein Maximal-Taglohn von vierzig Kreuzern ist das glücklichste Loos dieser Löffelmacher und leider müssen wir konstatiren, daß dieser Durchschnittslohn nur von der Minderzahl erreicht wird. Das Absatzgebiet für diese Löffel, speziell die Eßlöffel, ist Serbien und Bosnien, Bulgarien und ein Theil von Albanien.“

Nehmen wir noch die Scheffelmacher, die 3 - 4 fl. wöchentlich verdienen; die Schachtelmacher, die „was die Rentirlichkeit des Gewerbes anbelangt, weit hinter den Scheffelmachern zurückstehen“; es stellt sich hierbei ein Bruttotagesverdienst von 22 kr. heraus, ohne

den Ankaufspreis der Farben zu rechnen; nehmen wir ferner die Drechsler, die Rosenkranzperlen erzeugen, 60 bis 70 Dutzend Kränze in der Woche, bei einem Preis von 4 kr. fürs Dutzend Kränze, so haben wir das Hauptsächlichste dieser Industrie und ihrer Erwerbsverhältnisse erschöpft.

Wen schaudert nicht bei solchen Zuständen!

Wenden wir uns endlich zu den Häuslern und Kleinbauern. Was hat ihnen der „Fortschritt“ gebracht? Jene alten Privilegien, welche die ararischen Naturalleistungen von Holz und Salz an sie betrafen, wurden nach und nach aufgehoben, wie dies ja auch unter den bestehenden Verhältnissen nicht anders sein konnte. Das Stock- und Forstrecht wurde ihnen um je 120 fl. ein für alle Mal abgelöst. Den Meisten schien eine solche Summe, die ihnen baar ausbezahlt wurde, ein unerwartetes Glück, aber auch die mit größerer Voraussicht Begabten, welche den ganzen Verlust, der ihnen in der Folge hieraus erwuchs, begriffen, waren gezwungen, auf die Ablösung einzugehen. Sie wußten, daß ihnen im Verweigerungsfalle das Holz an solchen Plätzen angewiesen würde, wo sie es nicht wie bisher auf Zuschlitten, sondern nur mit schwerem Fuhrwerk herabbringen konnten. Und Ochsen und Pferde wurden rar im Salzkammergut. Auch in den dem Flachlande zugewendeten Gegenden, in der Nähe von

Gmunden, verringerten sich die Bauernwirthschaften in auffälliger Weise.

Heute durchzieht ein Netz von Bahnen diese herrlichen Gebirgsthäler und an den aufsteigenden Seeufeln pustet die Lokomotive vorüber und löst das Problem, am Saarstein und Sonnenstein vorbeizukommen, indem sie in diese Berge hineinfährt. Es ist eine enorme, jährlich anwachsende Zahl von Vergnügungszüglern und Sommerfrischlern, welche hier vorübergehenden Aufenthalt nimmt, und eine nicht kleine Anzahl solcher, welche auf ihren mit allem Komfort eingerichteten Landsitzen bis in den Winter hinein verweilen.

Das Salzkammergut ist in die Mode gekommen.

Der ganze Segen der Zivilisation ist diesen Hinterwäldlern aufgegangen!

In Gmunden, Ischl, Hallstatt, Aussee und Goisern sind nun großartige Hotels erbaut und Kuranstalten gegründet. Auf allen hervorragenden Aussichtspunkten erheben sich Hotels und Villen, oft schloßartige Gebäude, dessen herrliche Parks sich über hundert Joch Landes erstrecken. An den Seeufeln, namentlich an denen des Traunsees, reiht sich Villa an Villa, deren Gärten bis an das Wasser reichen. Das morsche Gerümpel zahlreicher Hütten und Hüttchen, in denen Schiffer und Fischer ihre Boote und Netze bergen, ist

weggerissen, um eleganten Schiffhütten Platz zu machen; hier und da finden sich künstlerisch angelegte Häfen, hinter deren Damm eine kleine Flotille von Ruder-, Segel- und Dampfbooten stationirt, in denen sich nun die jeunesse dorée auf dem See herumtummelt.

Auch die umfangreichen Netze, die zum Trocknen aufgespannt, einst die Ufer säumten, sind verschwunden; die zahlreichen Fischer des Traunsees hatten zwar ihre verbrieften Rechte und haben sie noch, sie haben auch ihre Häuschen; aber diese waren, des Hochwassers wegen, vom Ufer entfernt errichtet worden. Die ansehnliche Fläche, die sie von diesem trennt, war niemals ihr Eigenthum gewesen, aber man hatte es hier mit Grund und Boden nicht so genau genommen. Die guten Leutchen hatten sich über das ganze Terrain als Herren gefühlt, ihre Kähne herangezogen, ihre Netze aufgespannt, ihre Fische geputzt und dieselben über der Holzkohle, die zwischen zwei Backsteinen glühte, sofort gebraten, wobei sie mit einem raschgeschwungenen hölzernen Fächer die Hitze milderten und gleichmäßig vertheilten. Niemand hatte sie in der Ausübung ihres Berufes gestört. Jetzt aber wurden diese Uferplätze parzellenweise verkauft und unsere Fischer sahen sich plötzlich vom Wasser ausgeschlossen.

Mancher Besitzer gewährte ihnen vorläufig noch ein Stückchen Seeufer zu Benützung, andere führten ihnen vor der Nase eine Mauer auf, mit der sie ihr Besitzthum umgaben, in einem dritten Fall gelang es dem Fischer mit Bitten und Geld, zwischen den Einfriedungen zweier Nachbarvillen ein schmales, meterbreites Gäßchen zu erringen, welches einen Schiebekarren durchließ und ihm den Weg zum Wasser und zu seinem Fischbehälter offen läßt.

Ein Theil des Seeufers ist zu Promenaden (Esplanade) verwendet, wo der Reichthum aus aller Herren Länder sich ein Stelldichein gegeben. Ein großartiger, in seinem Dünkel und in seiner Aufdringlichkeit geradezu widerwärtiger Luxus macht sich hier breit. Alle Prätensionen zu denen diese Emporkömmlinge sich berechtigt glauben, werden hier gleichsam affichirt, äußerlich angeheftet und zur Schau getragen. Man mustert sich gegenseitig und bewerthet sich danach. Die hohe Aristokratie hält sich von diesem Treiben fern und verbleibt in ihren Villen; nur des Abends sieht man sie in ihren eleganten Karossen, oft vierspännig eine Spazierfahrt unternehmen. Die Kavaliere jagen oder unternehmen Partien ins Gebirge. Ungeheure Walddistrikte sind ihr Eigenthum geworden und ihnen, die alles verkostet, ist es eine pikante Neuheit, in den unwirthbarsten Einöden Tage und

Wochen zu verbringen. Auf Maulthieren wird dann das „unumgänglich Nothwendigste“, eine ganze Küche mit dem Koch, Badewannen aus Kautschuck ec. mitgenommen, und man läßt sich in einer Alpenhütte, deren Inneres ihre frühere Bestimmung nicht mehr errathen läßt, häuslich nieder.

Der Ankauf großer Grundkomplexe von Wald und Weideland schreitet unaufhaltsam vorwärts (in diesem Sommer wurde der ganze Hohe-Priel, ein ausgedehnter Gebirgszug, an einem Millionär verkauft). In der einzigen Gemeinde Gmunden hat sich denn auch seit einigen Jahren der Viehstand um 1000 Stück Kühe vermindert. Leider wird auch das fruchtbarste Ackerland dahingegeben. Die Bauern verkaufen eine Wirthschaft nach der anderen, theils freiwillig, weil sie gut bezahlt werden, theils weil sie vor Wucherschulden sich nicht länger zu halten vermögen. Großbauern gibt es hier absolut keine mehr.

Diejenigen, die noch etwas Vieh besitzen, lassen sich von den immer steigenden Marktpreisen täuschen, die sie ihre eigenen Waaren besser verwerthen lassen. Die Kurzsichtigen berechnen nicht, daß die heimische Produktion so gering ist, und daß sie für die gute Waare, die sie den Fremden verkaufen, nur erbärmliche Surrogate eintauschen, denn Fleisch und

unverfälschte Milch und Butter sind ihnen selbst bereits unerschwinglich geworden.

Es sind enorme Quantitäten von Lebensmitteln, die auf den Märkten von Gmunden und Aussee zum Verkaufe gelangen; sie haben für gefräßige Magen zu sorgen, Eßkünstlern das Futter zu reichen. Wien liefert hierzu das meiste. Alle großen Hotels und herrschaftlichen Küchen beziehen z.B. das Fleisch aus der Residenz, da nur dort die gewünschte Qualität der Mastochsen zu erhalten ist; das gemästete Geflügel kommt aus der Steiermark, Obst und Gemüse aus Ober-Italien. Da hier reiche Leute in Konkurrenz treten, die bezahlen können, so sind die Preise enorm.

Auf diesen Märkten kaufen nur eine Anzahl Zwischenhändler die Lebensmittel für alle Ortschaften des Salzkammergutes, und die Aermsten müssen nicht nur diese Preissteigerung mitmachen, die Preise erhöhen sich für sie noch besonders, wengleich sie mit den geringsten und schlechtesten Sorten vorlieb nehmen müssen.

Wenn sie vor einigen Jahren die Maß gute Milch mit 6 kr. bezahlten, so zahlen sie heute für den Liter abgeschöpfte Milch 10 kr. Ein Pfund Butter kostete 25 kr., heute 60 kr., 1 Metze Kartoffeln 50 kr., heute 2 fl., also das Vierfache. Die Besitzlosen, die Arbeiter, stehen dieser Vertheuerung der nothwendigsten

Lebensmittel hilflos und verzweifelt gegenüber. Ihre Löhne haben sich nicht nur nicht entsprechend erhöht, sie sind vielfach gesunken, wie das Beispiel der Hausindustrie beweist. Das Elend steigt mit jedem Jahr in denselben Maße, als der Zuzug der Fremden wächst, von dem nur die Kapitalisten, die Hoteliers, die Händler Vortheil ziehen. Und es gibt keine Möglichkeit, dem Elend zu entrinnen, keine Aussicht, als dasselbe zu verlängern, dadurch, daß man die Arbeitszeit ins Maßlose ausdehnt.

Und man muß sie gesehen haben, diese Arbeiter, um die ganze Summe ihres Elends ermessen zu können. Alle Glieder der Familie findet man da in einer Stube zusammengepfercht, die stets überheizt ist, auch in den heißesten Sommertagen, weil es das Handwerk mit sich bringt. Die blassen verkommenen Gestalten sind in Lumpen gehüllt. Mit gekrümmtem Rücken über ihre Arbeit gebeugt, sind sie gezwungen, sich eine vierzehn- und mehrstündige Arbeitszeit aufzulegen, und müssen sich dabei von ihren Kindern unterstützen lassen, von diesen kleinen, kränklichen Wesen, die seit ihrer Geburt der Hunger unterminirt. Unverrückt bleiben sie an diese Arbeit gefesselt, die so monoton, so geisttödtend und so verachtet ist.

Sie fühlen das, sie erkennen sich in ihrer ganzen Armseligkeit; sie wissen; daß sie für die heutige Ge-

sellschaft nichts von Werth zu schaffen vermögen, daß ihr Untergang keinen Verlust bedeuten würde, und diese Erkenntniß drückt sie vollends darnieder. Aber mit fatalistischer Ergebenheit, in einer Hilflosigkeit, die an allem verzweifelt, fabriziren sie ihre Löffel und Schachteln, ihre Rössel und Rosenkränze immer so fort, nach alter hundertjähriger Gepflogenheit und vergeuden daran die Kraft ihrer Muskeln, die Gesundheit ihrer Kinder. Wohl sieht da einmal Einer von der Arbeit auf, wen die eleganten Equipagen an seinem Fenster vorüberjagen, mit jenen geputzten Menschen besetzt, die hierher kommen, um in der erfrischenden Luft der Berge ihre Genußfähigkeit zu steigern, oder aufs neue zu beleben, wenn sie nachzulassen droht. Er sieht ihnen nach und muß sein Elend doppelt empfinden, und muß empfinden, daß er es nicht verdient hat.

Er kennt jetzt den Reichthum; und was der Luxus schafft, hat er täglich vor Augen. Und sie, die alles haben, sie sind gekommen, um ihm das Einzige, das Letzte zu rauben, das ihm noch Freude und Erholung gebracht, die Natur. Für ihn ist ihre Schönheit nicht mehr vorhanden. Soll er sich in seinen Lumpen unter Jene mischen, um sie zu genießen? Dazu fehlt ihm der leichte Sinn, die Genialität des Südländers. Er meidet die Promenaden und Anlagen, er wagt es nicht, im Gehölze umherzuwandeln, wo die Tafeln „Privatbe-

sitz“ ihn überall zurückschrecken; er schleicht hinter den kahlen Mauern umher, die allerorten die Besitzungen umsäumen, und lagert sich im Staube, den die Equipagen emporwirbeln.

Besitzt er noch einen Rest von Eigenthum, so ist er einzig von der edlen Gier beherrscht, dies letzte zu veräußern.

Die saftige und edle Aprikose, die an der Holzwand seiner Hütte reift, die Blume, die in dem winzigen Gärtchen ihm erblüht ist, er pflückt sie, um sie den Fremden zu verkaufen. Die Beeren, welche die Kleinsten in entfernten Schlägen gesucht, und die sie sonst mit so fröhlichem Behagen selbst verzehrt, sie werden hingegeben den Fremden.

Eine Stube, wenn sie nicht einem Stalle gleicht, sein Bett, sein Herd, alles, alles vermietet er an Fremde; er hat ja nichts zu kochen, und er schläft mit den Seinigen auf dem Stroh.

So berauben diese Armen ihr Leben um das Letzte, was ihnen noch Behagen schafft, so geben sie den Rest von Poesie und Würde dahin, degradiren sich selbst und schicken ihre Kinder auf den Bettel.

Und das bezeichnet man als die Segnungen der Kultur!

In diesen primitiven Gemeinden, die durch ihre Abgeschlossenheit und Genügsamkeit hinter ihrer Zeit

zurückgeblieben sind, die in einer Weise produzieren, wie sie nur bei urwüchsigen Völkern üblich ist, die bis vor kurzem an Naturalleistungen gewöhnt waren, brachte der Kapitalismus, der sie so plötzlich überfiel, eine vernichtende Wirkung hervor. Sie gehen an ihm zu Grunde, wie alle Naturvölker.